

Ueber den schriftlichen Ausdruck

Autor(en): **Schmid, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **17 (1910)**

Heft 9

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-526186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

11. Direktion d. „Schweiz. Landesbibliothek“

Pädagogische Blätter.

Vereinigung des „Schweizer. Erziehungsfreundes“ und der „Pädag. Monatschrift“.

Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
und des Schweizerischen katholischen Erziehungsvereins.

Einfiedeln, 4. März 1910. || Nr. 9 || 17. Jahrgang.

Redaktionskommission:

H. H. Rektor Keller, Erziehungsrat, Zug, Präsident; die H. H. Seminar-Direktoren Wilh. Schnyder
Districh und Paul Diebold, Rickenbach (Schwyz), Herr Lehrer Jos. Müller, Gossau (St. Gallen
und Herr Clemens Frei zum „Storchen“, Einfiedeln.

Einsendungen sind an letzteren, als den Chef-Redaktor, zu richten,
Inserat-Aufträge aber an H. H. Haasenstein & Vogler in Luzern.

Abonnement:

Erscheint **wöchentlich** einmal und kostet jährlich Fr. 4.50 mit Portozulage.
Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Rickenbach, Verlagshandlung Einfiedeln.

Inhalt: Ueber den schriftlichen Ausdruck. — Knappe schulpolitische Umschau. — Inhalt größerer
und kleinerer Zeitschriften. — Korrespondenzen aus Kantonen und Ausland. — Pädagogische
Chronik. — Literatur. — Achtung. — Inserate. —

Ueber den schriftlichen Ausdruck.

Von Aug. Schmid, Flawil.

Vor Jahren schrieb mir einmal ein Inspektor im Visitationsberichte, bei einzelnen Schülern sei die Stilistik auch gar zu schlecht. Ich sah dies für ein großes Lob an, wiewohl es nicht so gemeint war, und nahm mir vor, meinen Deutschunterricht so zu gestalten, daß ich dieses Lob in Zukunft wieder verdiene. Und wirklich meine Bemühungen hatten Erfolg: Im nächsten Berichte war zu lesen, es stehe schlimm in stilistischer Hinsicht, indem verschiedene Schüler selbst im Examenaußsätzen sich nicht über die vulgäre Redeweise des Alltagslebens zu erheben vermöchten. Und im dritten Berichte hieß es, die Ausdruckweise sei oft recht vulgär.

Dieses Erlebnis gibt mir einen willkommenen Anknüpfungspunkt für meine Betrachtung. Es zeigt mir, wie verschieden man über den sprachlichen Ausdruck im allgemeinen und über denjenigen der Schüler im besondern denken kann.

Im Deutschunterricht geben die vielen Verstöße gegen Orthographie und Grammatik dem Lehrer bekanntlich sehr viel zu schaffen. Die Fehler dieser Art liegen gewissermaßen an der Oberfläche, sie fallen sofort auf. Und da sie in so großer Menge vorkommen, so kann der Lehrer leicht vergessen, seine besondere Aufmerksamkeit auch noch auf die eigentliche Ausdrucksfähigkeit, auf den Stil zu richten. Soweit bloß Grammatik und Orthographie inbetracht kommen, kann man, einige wenige Spezialfälle ausgenommen, stets schnell sagen, etwas sei richtig oder falsch. Bei den eigentlichen Stilfehlern ist die Sache aber nicht so leicht. Es handelt sich dabei nicht darum, ob etwas richtig oder falsch, sondern ob es schön oder nicht schön, ob es klar, geschmackvoll, passend sei oder nicht. Bei der Beurteilung solcher Ausdrücke kann man sich nicht an strenge Regeln oder gar an ein alphabetisches Verzeichnis halten, sondern die Beurteilung ist wesentlich Sache des Gefühls und zwar nicht bloß des Sprachgefühls in engem Sinne.

Fehler dieser Art waren mir stets sehr peinlich. Ich und meine Korrigierfeder sind in dieser Hinsicht äußerst empfindlich. Schon oft habe ich mir Vorwürfe gemacht, besonders wenn einzelne Hefte nach der Korrektur auch gar zu rot aussahen. Jedenfalls würde ich nicht den Beifall jener Pädagogen finden, die behaupten, jeder rote Strich sei ein Dolchstich in das Herz des Kindes, man solle nicht an der Sprache des Schülers herumdrögelnd; denn jedes Kind sei sozusagen ein Genie.

Uebrigens haben diese Fanatiker nach meiner Ansicht wenigstens teilweise Recht. Wenn es sich um Verstöße handelt, die im kindlichen Wesen des Schülers begründet sind, so ist ohne Zweifel Nachsicht sehr am Platze, und man tut gut, nicht allzu streng zu sein. Der Knabe ist kein Mann und hat weder die Sprache noch die Denkart des Mannes. Eigentümlichkeiten, die im kindlichen Wesen begründet sind, werden verschwinden, wenn dieses kindliche Wesen selbst aufhört. Fehler dieser Art regen mich gar nicht auf. Schlimmer aber steht es mit jenen Fehlern, die durchaus nicht dem kindlichen Wesen zuzuschreiben sind, sondern die daher kommen, daß der Schüler allerlei Stilkünste treiben will, denen er durchaus nicht gewachsen ist. Diese Fehler werden nicht von selbst wieder verschwinden, im Gegenteil wird die Sache später nur noch schlimmer.

Ein Mann, der sich auf die Sprache verstand, hat gesagt *Le style c'est l'homme*. Dies ist sehr wahr, und doch begreifen es die wenigsten. Viele glauben, man könne einen guten Stil lernen, wie man das Einmaleins lernt. Sie vergessen, daß der Stil etwas durchaus Persönliches ist, was vom Einmaleins nicht gesagt werden kann. Bei den meisten

Menschen kann von Stil überhaupt nicht die Rede sein. Solange die rein technischen Sprachschwierigkeiten noch zu schaffen geben, kann man von einer Kunst des Ausdrucks nicht sprechen. Die meisten müssen sich ihr ganzes Leben lang mit einer allgemeinen, unpersönlichen Ausdrucksweise begnügen. Wie z. B. die Zündholzschachteln, die aus der nämlichen Fabrik kommen, alle mehr oder weniger einander ähnlich sind, so gleichen sich auch all' diese Leute in ihrer Ausdrucksweise. Und es ist gut so. Viele wollen nun über diese gewöhnliche Schreibweise hinausgehen, und dabei geraten sie recht eigentlich vom Regen in die Traufe. Sie wollen sich einen eigenen, persönlichen Stil schaffen, wollen originell sein, haben aber das Zeug nicht dazu. Die größten Meister des Stils schrieben nicht von Anfang an in vollendeter Form. In den Schülerjahren machten sich die ersten Anläufe zu einem persönlichen Stil bemerkbar, manchmal auch erst später. Ich freue mich jedesmal, wenn ich bei einem Schüler der obersten Klasse gewisse Spuren eines solchen eigenen Stils entdecke. Das ist allerdings eine sehr seltene Erscheinung. Hingegen kommt es ungemein oft vor, daß Schüler ihre schriftlichen Arbeiten mit allerlei sprachlichem Krimskras garnieren, den sie wer weiß wo auf-gelesen haben. Indem sie sich bestreben, originell zu sein, verfallen sie in den Fehler, ihre Aufsätze mit abgedroschenen Redensarten, mit Gemeinplätzen, allerlei Redebäumen und Redebäumchen zu schmücken. Ihr Stil soll nicht gewöhnlich, nicht alltäglich sein, dafür wird er ordinär, ja vulgär im schlimmsten Sinne. Anstatt daß die Sprache originell und elegant wird, ist sie schwülstig, unklar oder sogar unverständlich, auf alle Fälle aber geschmacklos. Sie wollen sich recht schön ausdrücken, beherrschen aber die Sache nicht, und so schreiben sie oft etwas ganz anderes, als was sie hatten sagen wollen. Viele Leute, besonders die „Verfasser“ dieser Dinge, haben allerdings ihre große Freude daran; ich habe es aber stets als eine meiner ersten Pflichten betrachtet, im Unterrichte derartige vermeintliche Stilschönheiten zu verhindern. Wenn kein anderes Mittel hilft, so führt gewöhnlich der Spott am besten zum Ziel.

Wenn man Briefe oder sonstige schriftliche Arbeiten von ungebildeten Leuten liest, so findet man darin oft sentimentale Stellen, ja manchmal sogar solche, die in geschlechtlichem Sinne zweideutig sind. Die Leute haben es aber durchaus nicht so gemeint, sie sind so nüchtern als möglich und verkörpern die Tugendhaftigkeit selber. Aber die Sprache ist mit ihnen davon gegangen, sie wußten nicht, was sie taten.

Man denke einmal an all' die Gemeinplätze. Welcher Leser hat schon einmal das Vergnügen gehabt, im letzten Bataillon einer langen

Marſchkolonne über einen Raſenplatz zu marſchieren? Mehrere Regimenter Infanterie und Artillerie, vielleicht auch Kavallerie ſind vorausgegangen. Wie ſchön ſah am frühen Morgen die taubenezte Waldwiefen aus. Nur mit Widerwillen gehorchten die vorderſten dem Befehle des Offiziers, als dieſer ſie in die Wiefen einſchwenken ließ. Das ſchöne Gras tat ihnen leid. Und nun kommt der lange Zug; Regiment auf Regiment ſtampft in feſtem Taktschritte über die Wiefen; die ſchweren Kanonen und Fuhrwerke graben tiefe Furchen in die Erde. Endlich kommt das letzte Bataillon. Aber wie ſieht die ſchöne Wiefen aus! Die Soldaten haben Mühe, ihre Schuhe aus dem Schmutz zu retten. Alles iſt ein ſchmutziger, klebiger Brei. So ſieht der Platz aus, über den Tauſende geſchritten ſind. So ſehen auch die ſprachlichen Gemeinplätze aus, die von Tauſenden betreten worden ſind. Wenigſtens erinnern mich ſolche verbrauchte Redensarten ſtets an jenes zu einem widerlichen Brei zuſammengetretene Gras. Ein Meiſter der Sprache hat vielleicht ein ſchönes Wort geprägt, ein ſchönes Bild geſchaffen, und nun kommen ſie noch, all' die Schreiber und Schreiberlein, zuletzt ſogar die Schüler, und das Unheil iſt geſchehen. Es gibt Leute, die nie fühlen, daß es auch einmal genug ſein könnte. Das ſind die Leute, die um jeden Preis ihren Stil ſchmücken wollen. So glauben ſie ſich über die vulgäre Ausdrucksweiſe hinwegzuſehen. Ein ſolcher Sprachkünstler denkt im geheimen: So, jetzt habe ich wieder einen halben Meter weit geſchrieben, jetzt muß wieder einmal etwas Schönes kommen.

Zu einem guten Stil gehört mehr als ſoviel. Und wenn ſogar alle dreißig Centimeter eine ſchöne Stelle kommt, ſo iſt die Sprache eben doch vulgär, ja manchmal nur um ſo vulgärer. Man ſeh bei einem Meiſter der Proſa nach. Nehmen wir Leſſing oder Schopenhauer. Da iſt der Stil durch und durch perſönlich. Die Stilſchönheiten ſind nicht beliebig eingestreut, wenn es dem Schriftſteller ſchien, es wäre nun wieder einmal Zeit. Aber viele mengen ihre ſchönen Stellen in den Text hinein, wie der Bäcker die Kofinchen in den Teig des Maibrottes knetet oder wie er dem aus Brot gebackenen Mann die Wachholderbeeren in den Bauch eindrückt. Es iſt eben eine Garnitur, die nicht organiſch mit dem Ganzen verbunden iſt.

Sehr oft hat dieſe Stildetoration zur Folge, daß der Sprachkünstler etwas ganz anderes ſagt, als er eigentlich hatte ſagen wollen. Er denkt ſich etwas in vulgärer Form, nun findet er aber, es ſei Zeit, wieder eine ſchöne Stelle anzubringen. Und richtig, es gelingt ihm. Dabei überſieht er aber, daß er nicht nur die Sache, die er ſich gedacht hat, anders ausdrückt, ſondern daß er etwas ganz anderes ſagt. Denken wir

einmal, jemand wolle sagen: „Herr Müller erteilt an der Schule den Rechnungsunterricht.“ Nun will er sich aber schön ausdrücken, und er sagt:

„Herr Müller ist ein Mann der Zahlen.“

Das ist allerdings in einem gewissen Sinne wahr. Da Herr Müller den Rechnungsunterricht erteilt, hat er ohne Zweifel mehr mit Zahlen zu tun, als z. B. sein Kollege, der Sprachlehrer. Mit dem Ausdruck ein „Mann der Zahlen“ wird aber eine gewisse geistige Eigenschaft des Herrn Müller gekennzeichnet, ja sogar seine moralische Beschaffenheit wird leise gestreift. Ebenso unpassend wäre es natürlich, wenn man von seinem Kollegen, Herrn Huber, der an der Volksschule Sprache und Geschichte unterrichtet, sagen wollte:

„Herr Huber vertritt in der Schule das Gebiet der Philologie.“

Fehler dieser zweiten Art sind besonders gefährlich. Bekanntlich gibt es Leute, die sich gern in Superlativen ausdrücken. Wenn beim Essen ein Tropfen Brühe auf das Kleid fällt, so ist es schrecklich, wenn nicht gar gräßlich. So gibt es Leute, die sich gern großartig, erhaben ausdrücken. Indem sie recht gewichtige Ausdrücke in den Mund oder in die Feder nehmen, glauben sie selber an Ansehen zu gewinnen. Tatsächlich stellen sie sich aber nur bloß; sie zeigen, daß sie in Wirklichkeit nicht zwischen etwas Großem und etwas Kleinem, zwischen etwas Bedeutendem und etwas Unbedeutendem zu unterscheiden wissen. Auch die Schüler ahmen derartige Uebertreibungen gerne nach und glauben sich damit eine gewisse Wichtigkeit zu verschaffen. Das besonders Schlimme solcher Uebertreibungen liegt nun aber nicht darin, daß die Betreffenden sich bloßstellen, sondern solche Leute sind recht gefährliche Sprachverderber; sie schaden der Sprache in bedenklicher Weise, und das ist schlimm. Wenn man für alltägliche, triviale Dinge die höchsten, erhabensten Ausdrücke verwendet, wie soll man sich alsdann ausdrücken, wenn man wirklich einmal von etwas Großem, Bedeutendem zu sprechen hat?! Dann sind die Ausdrücke, die man anwenden sollte, schon lange gebraucht und abgenutzt. Diese Pfuscher rauben der Sprache sowohl ihre Feinheit als ihre Prägnanz. Wenn eine Frau das Rasiermesser ihres Mannes braucht, um Holzspäne zu schneiden oder gar, um Zucker zu zerbrechen, womit soll sich der Mann dann noch rasieren?

Die Inkongruenz zwischen der Sprache und dem Stoffe hat übrigens auch ihre komische Seite. Dieser Umstand ist in der Literatur schon oft ausgenützt worden. Man denke an den Froschmäusekrieg oder an den Lutrin von Boileau. In diesem komischen Epos wird erzählt, wie ein altes, schon lange nicht mehr gebrauchtes Pult aus

einer Ecke in eine andere geschafft werden sollte. Zu diesem Zwecke wird der ganze Olymp in Bewegung gesetzt, und alles wird im hochtrabendsten Stil erzählt. Je kleinlicher der Gegenstand und je großartiger die Sprache und der ganze Apparat, desto stärker ist die komische Wirkung. Viele Schüler und andere Stillkünstler erzielen nun auch, freilich unabsichtlich, solche komische Effekte. Man denke einmal, der Kaiser Langenthaler habe eine kleine Neuerung im Käseeinsalzen erfunden. Nun berichtet der Reporter Herr Zeilenjäger darüber in einer Zeitung folgendermaßen an:

„Herr Langenthaler vertritt die neueste Phase in der Entwicklung der Kunst des modernen Käseeinsalzens.“

Wäre dies nicht allerliebste ausgedrückt? (Schluß folgt.)

○ — Knappe schulpolitische Umschau. —

Der kath. Schulkongreß in Paris dauerte mehrere Tage. Er stand unter der weitsichtigen Leitung des hochw. Herrn Erzbischofes Amette von Paris. An der Schlußsitzung (16. Febr.) beteiligten sich alle Lehrer und Lehrerinnen der kath. Schulen, total zu 1000 Lehrpersonen. Als **Beratungsgegenstände** kamen zur Behandlung:

1. Die nicht genügende Rekrutierung neuer Lehrkräfte für die kath. Privatschulen. 2. Die von den Bischöfen verbotenen Schulbücher. 3. Frequenz der kath. Schulen in Paris und die zu ihrem Unterhalt nötigen Ausgaben. 4. Die Verbände der Familienväter. 5. Der Religionsunterricht in den freien Schulen und der für die Schüler der neutralen Staatschule. 6. Die kath. Handels- und Fachschulen. 7. Verbände ehemaliger Schüler der freien Schulen. —

Als **Beschlüsse** registrieren wir:

1. Notwendigkeit größerer Opfer der Katholiken für die Befoldung der Lehrkräfte. Was der Staat seinen Lehrkräften bietet, müssen wir auch den unsrigen bieten, dann können junge Lehrer kathol. Richtung herangebildet werden (Referent Abbé Richard.) Dieselbe These wurde auch für die Lehrerinnen einstimmig angenommen. —

2. Einwirkung auf die Kinderwelt durch illustrierte Zeitschriften modernen Charakters, in denen die christliche Moral nicht aufdringlich verkündigt wird, um so ein Gegengewicht gegen schlechte Publikationen auf diesem Gebiete zu schaffen. (Referent: Erzbischof Amette.)

3. Die kathol. Schulen sollen, koste es, was es wolle, auch mit Schulkantinen ausgestattet, und für die armen Eltern soll das Schulgeld durch milde Gaben aufgebracht werden. (Referent: Abbé Aubert). —

4. Es soll der Staat veranlaßt werden, die Unterrichtsgelder auf gerechte Weise zwischen staatlichen und freien Schulen zu verteilen. (Referent: Abbé Jouin.) —

5. Der Katechismus ist einer Revision zu unterziehen und zwar